

Georg Langenhorst

Im Dialog mit der Dichtung

Karl-Josef Kuschels narrativ-poetische Theologie

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Richild von Holtzbrinck, Portrait von Professor Dr. Karl-Josef Kuschel, 2022 © VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3332-4

Inhalt

1. Hinführung	7
2. Vorprägungen: ‚Theologie und Literatur‘ bis 1975	11
2.1 Theologie und Literatur im Zeichen der Vormoderne	12
2.2 Dichter als ‚Propheten‘ unserer Zeit: Romano Guardini	15
2.2.1 Zeugen für ein Leben nach dem ‚Ende der Neuzeit‘	15
2.2.2 „in möglichst enge Föhlung mit den Texten selbst“	20
2.2.3 Rückfragen aus heutiger Sicht	22
2.3 Rückzug in die Geschlossenheit der Vormoderne: Hans Urs von Balthasar	24
2.3.1 Ein „Kategorialsystem des Dramatischen“	24
2.3.2 Instrumentalisierung von Literatur	27
2.4 Guardini und von Balthasar: Gemeinsamkeiten und Unterschiede	29
2.5 Existentielles Fragen und theologisches Antworten: Paul Tillich	33
2.6 Theologie und Literatur im Zeichen des Dialogs: Dorothee Sölle und Dietmar Mieth	35
2.6.1 Dorothee Sölle – Realisation	37
2.6.2 Dietmar Mieth: Vom ethischen Mehrwert des Ästhetischen	40
3. Karl-Josef Kuschel: Theologisch-literarische Ortsbestimmung	45
3.1 Wegbereiter: Walter Jens und Hans Küng	45
3.2 Grundlegungen	47
3.2.1 Vorentscheidungen und Setzungen	49
3.2.2 Der Streit um die ‚christliche Literatur‘	53
3.2.3 Hermeneutische Grundpositionen	56
3.2.3 Kennzeichen von ‚Theologie und Literatur‘	65
3.3 Entfaltungen	68
3.3.1 Biblisch-literarische Studien	68
3.3.2 Systematische Fragestellungen	71
3.3.3 Weltliteratur und Religion	79
3.3.4 Der ‚Privatkanon‘: AutorInnen	93

4. Wirkspuren: ‚Theologie und Literatur‘ seit dem Jahr 2000	113
4.1 Weiterführungen durch SchülerInnen: Christoph Gellner und Georg Langenhorst	113
4.2 Interessenloses Hören auf die Literatur: Erich Garhammer	116
4.3 Poetikdozentur Religion und Literatur: Jan-Heiner Tück	120
4.4 Neue Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft	125
5. Ausblick	129
Literaturverzeichnis	132

1. Hinführung

Nur wenigen GeisteswissenschaftlerInnen – und unter ihnen: nur sehr wenigen TheologInnen – gelingt es, ein Themenfeld *neu* zu erschließen. Es so zu gestalten und zu prägen, dass sie als Gründungsgestalt einer neuen akademischen Disziplin gelten. In einer Weise bleibend grundlegende Impulse zu setzen, dass sämtliche in der Folge entstehenden Arbeiten auf diesem Gebiet sich auf ihre Initiationsimpulse zurückbeziehen.

Dem Tübinger Theologen Karl-Josef Kuschel, im März 2023 fünfundsiebzig Jahre alt, ist genau das gelungen. Er gilt unbestritten als *Nestor* der Dialogdisziplin von ‚*Theologie und Literatur*‘ im deutschsprachigen Raum. Natürlich gab es Vorstufen der Beachtung von Dichtung durch Theologinnen und Theologen. Aber diese Zugänge entwarfen letztlich keine Systematik, blieben an starke Einzelpersonlichkeiten gebundene Initiativen und bildeten keine ‚Schulen‘. Mit dem Werk Kuschels hat sich diese Situation verändert: Wer immer seit den 1980er Jahren an den Schnittstellen von Literaturwissenschaft und Theologie arbeitet, setzt sich mit den Vorgaben des Tübingers auseinander – sei es implizit oder explizit, sei es zustimmend und fortführend oder kritisch und absetzend.

Diese Beobachtung setzt den einen Pol der Besonderheit des in zahlreichen Büchern entfalteten Werks Karl-Josef Kuschels. Der andere Pol erwächst mit zunehmenden Jahren aus dieser Beschäftigung mit Literatur. Mehr und mehr entwickelt der Tübinger einen eigenen *Stil*, einen *narrativen Duktus* in der *Entfaltung von Theologie*. Wo andere zeitgenössische systematische TheologInnen oft einen komplizierten, analytischen, theoretischen, philosophischen Duktus pflegen – hoch wissenschaftlich, aber gerade darin kaum auf breiterer Ebene rezipierbar – praktiziert Kuschel eine Art erzählender Theologie, die nichts an theologischer Tiefe verliert, den Zugang aber auf breiterer Ebene erschließt. Da er ganz persönlich ‚in die Schule der Literaten‘ gegangen ist, erreichen seine Bücher und Vorträge auch weit über kirchliche und akademische Kreise hinaus ein interessiertes Publikum.

‚Man steht nur auf zwei Beinen gut‘, so lautet ein Leitspruch Kuschels. Die intensive Auseinandersetzung mit ‚Theologie und Literatur‘ prägt nur das eine Standbein, das bei Bedarf zum Spielbein wird. Ein zweites Standbein – auch dieses mutiert bei Gelegenheit zum Spielbein – ist der unermüdliche Einsatz für den interreligiösen Dialog, vor allem für die ‚*abrahamische Ökumene*‘ von Judentum,

Christentum und Islam, für den ‚*Triolog*‘. Gerade in diesem hochkomplexen, emotional wie intellektuell brisanten Feld, bewährt sich sein narrativer Ansatz. Erzählend entfaltet Kuschel die Charakteristika der abrahamischen Religionen, benennt er Gemeinsamkeiten und Unterschiede, verpflichtet auf die Grundlagen des von seinem akademischen Lehrer Hans Küng konzipierten ‚Projekt Weltethos‘.

Oft genug greifen die beiden zentralen Forschungsgebiete Kuschels ineinander. Wie werden die Weltreligionen im Raum der deutschsprachigen Literatur dargestellt? Und umgekehrt: Welche Rolle spielen literarische Formen, Themen und Entwürfe im Raum dieser Religionen? Im korrelativen Spannungsfeld solcher Fragen verbinden sich die beiden Interessenschwerpunkte des Tübingers, dem als examiniertem Germanisten und Theologen die Dialogausrichtung seines akademischen Profils von Anfang an mit auf den Weg gegeben war.

Ein eigenes, ein herausragendes Profil bringt Karl-Josef Kuschel also ein in das theologisch-kulturwissenschaftliche Spektrum der Gegenwart. Viele seiner Werke wurden in immer neuen Auflagen publiziert, in zahlreiche Sprachen übersetzt und international rezipiert. Als Referent war und ist er nicht nur im deutschsprachigen Bereich, sondern weltweit gefragt. Schon 1997 wurde er mit einem Ehrendoktorat ausgezeichnet (Universität Lund, Schweden). 2015 wurde er – als Theologe! – vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels in den Stiftungsrat zur Vergabe des jährlichen Friedenspreises berufen (bis 2020) und von der Internationalen Herman-Hesse-Gesellschaft zu deren Präsident gewählt. 2019 erhielt er den ‚Theologischen Preis‘ der Salzburger Hochschulwochen. Und damit sind nur wenige Blitzlichter seines Grenzen sprengenden Engagements und der breit gestreuten Anerkennung seines Lebenswerks benannt: ein Theologe mitten in den Dialog- und Diskursfeldern der Gesellschaft!

Was ist – angesichts dieses ausgesprochen vielfältigen Profils – das Anliegen des vorliegenden Buches? Wie gezeigt, finden sich in theologisch-literarischen Arbeiten immer wieder Darstellungen des Grundansatzes von Kuschel, der von den jeweiligen AutorInnen rezipiert, kritisiert, weitergeführt oder verändert wird. Erstens bleiben diese Bezugnahmen jedoch oft auf die Anfangswerke des Tübingers zentriert, vernachlässigen also sowohl im Blick auf Form als auch Inhalt die bis in die Gegenwart hineinreichenden Weiterentwicklungen. Und zweitens fehlt bislang eine *umfangreiche Untersuchung* zu

seinem Werk, die Hermeneutik und Substanz seiner weit ausgreifenden Publikationen bündelt, darstellt, kontextualisiert und wertet.

Genau das soll im Folgenden versucht werden, allerdings in Konzentration auf die Beiträge zum theologisch-literarischen Diskursfeld. Die Sichtung der spezifisch interreligiösen Arbeiten Kuschels muss einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben. Hier geht es um den Blick auf den *Dialog mit der Dichtung*. Kuschel selbst hat 2022 eine subjektiv-autobiografische Bilanz dazu vorgelegt: „Magische Orte. Ein Leben mit der Literatur“. Er unternimmt darin fünfzehn „Explorationen im Raum *der* Literatur“, die ihm ganz persönlich „die Sinne verschärfen half“. Es geht ihm um „Rückspiegel in das *eigene* Leben“ (ders. 2022, 16) mit und aus der Literatur. Sie fokussieren sich auf besondere Orte, an denen die präsentierte Literatur in spezifischer Weise wirksam wurden. Kuschel will die „in Texten überlieferte Gottesleidenschaft der Dichterinnen und Dichter [...] erinnernd wachhalten“ (ebd., 18), indem er „Gegengeschichten erzählt“, Narrative, die „kontrafaktisch zu einer bestimmten Zeitdiagnose stehen“ (ebd., 577), in der das Religiöse verabschiedet wurde. Bewusst subjektiv. Erzählend. Mitreißend. Einladend zur Einführung.

Dieses Buch wird anders vorgehen. Analysierend, von außen, nachzeichnend, kontextualisierend, auch wertend. Dazu bedarf es zunächst einer Vergewisserung über das theologisch-literarische Feld, das der junge Doktorand Karl-Josef Kuschel in den 1970er Jahren *vorfand*, als er seine epochale Dissertation „Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ (1978) konzipierte. Was nahm er wahr? Was griff er auf? Was führte er weiter? Woraus bestehen seine eigenen, das künftige Dialogfeld prägenden Setzungen? Wie erweitert und verändert er in den Folgejahrzehnten seinen Ansatz?

Am Ende legt sich eine weitere chronologische Strukturierung nahe. Welche Impulse hat Kuschel in die theologisch-literarischen Diskurse eingespeist? Wo erfolgte affirmative Rezeption, wo kritisch-ablehnende? Wo und wie zeigen sich Grenzen des Ansatzes? Wie hat sich das Dialogfeld in den ersten zwei Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts weiterentwickelt? Wie lässt sich der aktuelle Stand markieren? In dieser Rahmung von Rückblick und Ausblick soll das theologisch-literarische Werk Kuschels ausführlich beleuchtet werden.

Ein Wort zum *Zugang zu diesem Buch von mir als Verfasser*. Eine rein objektive Darstellung kann ich nicht vorlegen. Ich war 1993 der erste eigenbetreute Doktorand von Karl-Josef Kuschel. Wir haben später

für einige Jahre gemeinsam den Hechinger Arbeitskreis ‚Theologie und Literatur‘ geleitet, seit Band 11 sind wir zusammen Herausgeber der gleichnamigen Buchreihe im Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern. Persönlich und fachlich verdanke ich ihm sehr viel. Unsere persönliche Verbindung besteht seit mehr als dreißig Jahren.

Transparent angegeben: Mein Zugang ist aus all diesen Gründen von Sympathie und Loyalität getragen. Beides erlaubt jedoch durchaus *analytische Klarheit*. Da sich unser Zugang zudem bei allen Gemeinsamkeiten klar unterscheidet – seiner ist ein systematisch-theologischer, meiner ein pastoraltheologisch-religionspädagogischer – zeigen sich durchaus unterschiedliche Einschätzungen und im Detail kritische Anfragen.

Unvermeidbar wird im Folgenden auch der gelegentliche Blick auf meine eigenen Beiträge zum Themenfeld von ‚Theologie und Literatur‘, herausgewachsen aus ‚Schülerschaft‘ hinein in Eigenständigkeit. Ich fasse sie so kurz wie möglich. All das führt zu einem Habitus als Autor, der mehrere, in sich verschiedene Ansprüche mischt. Dessen bin ich mir bewusst. Ich hoffe, dass der Zugangsschlüssel passt.

2. Vorprägungen: ‚Theologie und Literatur‘ bis 1975

Was kann Theologinnen oder Theologen an Literatur interessieren? Wozu ‚braucht‘ ein wissenschaftlich geschultes, analytisches, Religion reflektierendes Denken die Dichtung? Hören wir eine erste Antwort auf diese Fragen, niedergeschrieben in der Mitte des 20. Jahrhunderts: Das „Wort der Dichtung“ macht „das Ding, das Erlebnis, das Schicksal dichter und klarer zugleich“ (*Guardini* 1953, 421). Konkreter: Gerade im Gedicht richtet sich „ein Blick von besonderer Art auf das Dasein“: „tiefer dringend als der Blick des Alltags, und lebendiger als der des Philosophen“. Unverkennbar, dass „die Worte, in denen sich das Geschaute offenbart, größere Kraft haben, als jene des Umgangs, und ursprünglicher sind, als die Sprache des Intellektuellen“ (*ders.* 1956, 154).

Der Verfasser dieser Zeilen, *Romano Guardini* (1885–1963), gilt als einer der größten theologischen Literaturdeuter des 20. Jahrhunderts. Karl-Josef Kuschel wird ihn noch 2022 als einen der „Pioniere im 20. Jahrhundert“ im Themenfeld von ‚Theologie und Literatur‘ würdigen und bewusst hervorheben, dass er „als einer der wenigen katholischen Theologen überhaupt große Dichtungen in sein anthropologisches und theologisches Denken einbezogen“ (*Kuschel* 2022, 63) habe. Tatsächlich: *Guardini* hatte immer schon die Berufung zum Theologen mit der Neigung zur Literatur, zu den Künsten und der Philosophie verbunden. Zudem war er ein begeisterter Leser von Kindheit an. Und wäre seine Berufswahl frei und unabhängig von familiären Erwartungen und gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen getroffen worden, so hätte er „vermutlich Philologie und Literaturwissenschaft studiert“ (*Guardini* 1984, 65), wie er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen schreibt.

Schauen wir genauer hin: Welche Bedeutung hatte die Dichtung tatsächlich für das Leben und Denken *Guardinis*? Welche hermeneutische Bedeutung kommt den Literaturinterpretationen *Guardinis* für die Theologie insgesamt und für das Dialogfeld von Theologie und Literatur im Besonderen zu? Welche Wegmarken setzte er hinein in diesen Bereich, bevor Karl-Josef Kuschel sich diesen Fragen Jahrzehnte später zuwenden würde?

Blicken wir zunächst auf die Situation, die *Guardini* vorfand. Wie ist man bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts und zum Teil noch weit darüber hinaus aus theologischer Perspektive mit Dichtung umgegangen? Präziser gefragt: Welche hermeneutische Bedeutung kam Literatur für das Theologietreiben zu? Denn dass Theologinnen und

Theologen privat Literatur gelesen haben, das wird es immer schon gegeben haben. Aber haben sie diese private Lektüre für ihr *theologisches* Denken und Schreiben fruchtbar gemacht?

2.1 Theologie und Literatur im Zeichen der Vormoderne

Zunächst muss man sich klarmachen: Die Rede von zwei eigenständigen, klar voneinander abgegrenzten Bereichen von ‚Religion‘ auf der einen, ‚Literatur‘ auf der anderen Seite, von „Konvergenzen und Divergenzen“ (vgl. *Faber/Renger* 2017), ist im europäischen Kontext alles andere als selbstverständlich. Mit aller Vorsicht – und im Bewusstsein von notwendiger Binnendifferenzierung – kann man doch konstatieren, dass diese Größen im Kontext der Vormoderne zusammengehörten oder zumindest eng aufeinander verwiesen waren. Die Loslösung der Kultur aus dem Bereich des Christentums vollzog sich in fortschreitenden Entwicklungsschüben seit dem 17. Jahrhundert. Mehr und mehr kam es erst jetzt zu einem ‚autonomen‘ Kunst- und Literaturverständnis, das sich mit der zunehmenden Säkularisierung seit Beginn des 19. Jahrhunderts endgültig durchsetzte.

Autonomie bedeutet freilich keineswegs Beziehungslosigkeit. Im Gegenteil, erst seitdem die Einheit von Volksreligion(en) und literarischem Schaffen zerbrochen ist, wurden eigenständige, produktive und herausfordernde Auseinandersetzungen mit der christlichen Tradition im Bereich von Literatur möglich. Ging es zuvor vor allem um Ausschmückung, Bebilderung und Bestätigung der religiösen Vorgaben, so entsteht nun ein *Spannungsverhältnis*, das für beide Seiten bereichernd ist:

- für die Theologie, weil sie sich immer wieder überprüfen und weiterentwickeln kann durch die Spiegelungen und Provokationen der Literatur;
- für die Literatur, weil sie Auseinandersetzungen mit den traditionellen Religionen, mit religiösen Erfahrungen und theologischen Reflexionen immer wieder künstlerisch fruchtbar machen kann.

Der voranschreitende Forschungsdiskurs verdeutlicht dabei, dass die – Eindeutigkeit suggerierende – Abgrenzung von zwei klar voneinander unterscheidbaren Bereichen (hier die Religion, dort die Literatur; hier die Theologie, dort die Literaturwissenschaft) kaum noch angemessen ist. Es geht weniger um „zwei distinkte Bereiche“, als

vielmehr um die „enge Verflochtenheit und Durchdringung von Literatur und Religion“ (Weidner 2016, VII). Wenn im Folgenden gleichwohl von diesen trennbaren Größen ausgegangen wird, dann im Sinne der erkenntnisfördernden, modellhaften Klarheit. Das Vorzeichen aber liegt fest: Nicht um eindeutig voneinander unterscheidbare Bereiche geht es, sondern um vielfach ineinander verwobene Beziehungen und Vernetzungen.

Das erste theoretische Nachdenken über dieses neu entstandene Spannungsverhältnis im deutschsprachigen Raum erfolgte im Rahmen der Besinnung auf die ‚christliche Literatur‘ – ein Begriff, der erst jetzt als explizite Abgrenzung gegen ‚säkulare Literatur‘ sinnvoll wurde. Erstmals tauchte der Begriff bei dem Romantiker *August Wilhelm Schlegel* (1767–1845) auf, der zusammen mit *Josef von Eichendorff*, *Clemens Brentano*, *Annette von Droste-Hülshoff* und anderen einen – vergeblichen – Versuch der Wiederherstellung der zerbrochenen Einheit von Literatur und Religion anstrebte. Die Rede von ‚christlicher Literatur‘ war also eine direkte Reaktion auf die Säkularisierung und trägt zunächst einen bewahrenden, recht verstandenen ‚konservativen‘ Grundzug.

Über Jahrzehnte konnten Begriff und Konzept einer ‚christlichen Literatur‘ ohne genaue Definition und ohne allzu großen Erkenntnisgewinn verwendet werden. Die bis heute richtungsweisende Begriffsbestimmung stammt von *Gisbert Kranz* (1921–2009), dem wohl wirkmächtigsten Streiter für eine positive und bleibende Bedeutung von Begriff und Anliegen der ‚christlichen Literatur‘. Sein Interesse galt vor allem der nachträglichen Sichtung, Bündelung und Positivwertung der von ihm als ‚christlich‘ etikettierten Literatur. In umfangreichen Bänden – der letzte erschien 2007 – dokumentierte er diese Tradition. Wie aber lässt sie sich begrifflich fassen?

1961 konnte Kranz noch weitgehend unangefragt schreiben, er stelle in seinem Werk „Christliche Literatur der Gegenwart“ schlicht „Werke der Weltliteratur“ vor, „die aus christlicher Gläubigkeit das Christentum darstellen“ (Kranz 1961, 7). Nach intensiven, kontrovers geführten Diskussionen in den Folgejahren findet sich in seinem monumentalen, 1978 veröffentlichten „Lexikon der christlichen Weltliteratur“ die folgende, differenziertere Definition:

„Christliche Literatur ist Schrifttum, gleich welcher Gattung und welcher Thematik, das aus christlichem Verständnis von Gott, Mensch und Welt entstanden ist und ohne Berücksichtigung dieses

christlichen Verständnisses nicht adäquat interpretiert werden kann.“
(ders. 1978, 4)

Karl-Josef Kuschel wird diese Begriffsentwicklung aufnehmen und kritisch anfragen, wir werden es sehen. Schon jetzt aber soll eine Rückfrage an diese Sammelbewegung christlicher Literatur aus heutiger Sicht benannt werden. Auffällig ist ja: Die letzten großen Anstrengungen um die explizit ‚christliche Literatur‘ stammen aus den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Warum aber interessierte man sich damals überhaupt dafür? Welche Motivationen und Interessen lassen sich aus heutiger Sicht erkennen?

Aufschlussreich, dass die zeitgenössischen literarischen Zeuginnen und Zeugen, die damals aufgerufen wurden, fast ausnahmslos AutorInnen des ‚renouveau catholique‘ (vgl. Kühlmann/Luckscheiter 2008) waren, also jener internationalen Bewegung, die sich bewusst auf eine katholische Weltsicht und Ästhetik rückberief. Schon die Bezeichnung ‚re-nouveau‘ verdeutlicht das konservative Moment. Bei aller erneut notwendigen Binnendifferenzierung im Blick auf sehr unterschiedliche Schriftsteller und Autorinnen, Stile und Formvorgaben, Intentionen und Werke: diese Bewegung verweigerte sich bewusst der Moderne. Als Reaktion auf die Krisen und Erschütterungen der Moderne wurde die *Rückkehr* zu den Weltbildern einer geschlossenen Wirklichkeitssicht propagiert: religiös, christlich, konfessionell, ästhetisch.

Wie also blickte man bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts theologisch auf Dichtung? Im Rückblick lassen sich einige Grundlinien erkennen:

1. Theologische Literaturdeutung konzentrierte sich fast ausschließlich auf den vertrauten Bereich der christlichen Literatur, die weder formal noch inhaltlich als herausfordernder Partner fungierte, sondern eher als ideologische Selbstbestätigung und ästhetische Bereicherung.
2. In Form und Inhalt blieb diese Dichtung der Welt der Vormoderne verpflichtet, dem Festhalten an einem geschlossenen christlichen Weltbild vor aller Säkularisierung. Dazu zählt die Verweigerung der Zurkenntnisnahme zeitgenössischer Entwicklungen und Erschütterungen.
3. Im Zentrum stand weniger das literarische Werk selbst, als vielmehr die stilisiert-idealisierte Person des ‚christlichen Dichters‘ oder des ‚Geistes‘, der sein Werk prägt. Philologisch-analysierende Textdeutungen blieben die Ausnahme.

So also ging man – in groben Strichen gezeichnet – vor Guardini und zum Teil auch noch zeitlich parallel zu seinen Literaturdeutungen theologisch mit Dichtung um. Was hat Romano Guardini übernommen, wo hat er eigene Zugänge geprägt?

2.2 Dichter als ‚Propheten‘ unserer Zeit: Romano Guardini

Mit Staunen und Hochachtung blickt man gerade vor diesem Hintergrund auf Umfang und Reichweite von Guardinis Literaturinterpretationen. Neben kleineren Arbeiten etwa über Dante, Goethe, Shakespeare, Hopkins, Wilhelm Raabe oder Mörike entstehen im Laufe der Jahre – und meistens über mehrere Vorstufen – drei große Monographien über prägende Dichter und ihr Werk: über *Dostojewski* (1932), *Hölderlin* (1939) und schließlich über *Rilke* (1953). Zum Verständnis zentral. Guardini verfolgt in seinen Literaturdeutungen kein lange im Voraus geplantes Programm. Er ließ sich auf Vorschläge und Anfragen ein, die von außen an ihn herangetragen wurden. Eine ‚Systematik‘ oder vorgefertigte ‚Programmatische‘ ist von ihm nicht zu erwarten.

Schauen wir genau hin: Warum erfolgt bei Guardini die *theologische* Hinwendung zur Literatur, die über eine grundsätzliche Begeisterung für Dichtung allgemein hinaus geht? Guardini möchte – so führt er in der Vorbemerkung zu seiner 1932 erschienenen Deutung von Wilhelm Raabes Roman „Stopfkuchen“ explizit aus – „nicht so im allgemein über das Buch sprechen, sondern wirklich deuten“ (*Guardini* 1932a, 87). Wir fragen dreifach nach:

- Zunächst: ‚Wirklich deuten‘? Was heißt das für ihn als Theologen und Philosophen?
- Zweitens: Was fasziniert Guardini gerade an den von ihm untersuchten Autoren?
- Und schließlich: Wie versucht er seinen LeserInnen die geistigen Welten der ausgewählten Autoren und Werke zu erschließen?

2.2.1 Zeugen für ein Leben nach dem ‚Ende der Neuzeit‘

Der konkrete Anstoß, sich der Dichtung intensiv zuzuwenden, kam von dem Philosophen *Max Scheler* (1874–1928). Als Guardini 1923 nach Berlin auf den eigens für ihn eingerichteten Lehrstuhl für „Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung“ berufen wor-

den war, wusste er zunächst nicht so recht, wie er sein dortiges Vorlesungsprogramm konzipieren sollte. In einem für ihn „sehr folgenreichen Gespräch“ habe ihm Scheler, der renommierte, verehrte und elf Jahre ältere Philosoph geraten: „Sie müssten tun, was im Wort ‚Weltanschauung‘ liegt: die Welt betrachten, die Dinge, den Menschen, die Werke, aber als verantwortungsbewusster Christ, und auf wissenschaftlicher Ebene sagen, was sie sehen“, so protokolliert Guardini im Nachhinein das Gespräch. Und dann habe Scheler konkret den Rat gegeben: „Untersuchen Sie doch zum Beispiel die Romane von Dostojewski, und nehmen Sie von Ihrem christlichen Standpunkt her dazu Stellung, um so einerseits das betrachtete Werk, andererseits den Ausgangspunkt selbst zu erhellen.“ (ders. 1965, 19 f.) Guardini – dessen Literaturdeutungen rasch ein breites Publikum erreichen sollten – würde dem Rat folgen und den Kollegen stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Dies freilich war nur der äußere Anlass seiner Hinwendung zur Deutung von Literatur. Zwei innere Motivbündel sind es vor allem, die Guardinis künftige Ausrichtung beleuchten. In seiner epochalen Schrift „Das Ende der Neuzeit“ (1950) formuliert er seine – über Jahrzehnte gewachsene – grundlegende Kritik am rationalistisch-technologischen Zweckdenken der Moderne, die seiner Ansicht nach nicht zufällig in die Katastrophen der Weltkriege und der Nazidiktatur hineingesteuert war. Dabei blieb er zerrissen zwischen einer nostalgischen Rücksehnsucht nach Verlorenem und der trotzigen Bereitschaft, sich den neuen Herausforderungen seiner Gegenwart und Zukunft zu stellen.

Es geht ihm in seinem gesamten Schaffen zentral darum, in diese Zeitströmung hinein die geistig-geistliche Gegenkraft des Christentums als wirkliche Alternative zu profilieren. Im Verweis auf die großen dichterisch-religiösen Denker der Geschichte gestaltet er ein solches *Gegenprofil* aus. Denn welches Christentum wollte er als spirituelle Gegenkraft stärken? Nicht das starre System vormoderner Theologie, das sich für ihn mit dem Konzept der Neuscholastik verband; nicht die hierarchisch-festgefügte Form römischer Herrschaft und petrifizierter liturgischer Routine. Für und mit Guardini gibt es weder ein Zurück, noch ein Verbleiben in der Vormoderne, so reizvoll der Gedanke eines ‚zurück‘ auch für manche seiner LeserInnen sein mag. Das Christentum muss sich in der Auseinandersetzung mit der Moderne bewähren, neuformieren, anders konzeptioniert werden, so seine Überzeugung.

Und genau hier kommt die Dichtung, die ‚schöne‘ Literatur ins Spiel. Um eine dementsprechende, lebendige und Grenzen sprengende Spiritualität aufzuzeigen, um die tiefe Wirkkraft echter Geistigkeit zu demonstrieren, braucht Guardini *Zeugen*. Sie sollten, so seine Wunschvorstellung, beides verkörpern: die *Krise der Moderne* aber eben auch die Möglichkeit einer erneuten *Hinwendung zum Christentum* jenseits des Durchleidens dieser Krise.

Bei der Suche nach solchen Orientierungsfiguren stieß er einerseits auf Philosophen, andererseits jedoch auf große, weltliterarisch bedeutsame Schriftsteller, deren Werke ihn in ihrer Wucht und Größe ergriffen. *Hermann Kunisch* führt aus: „Am Anfang der Auseinandersetzung mit einer geistigen Gestalt steht bei Guardini immer das Angerührtsein, das Betroffensein von Größe, Intensität und Wertfülle.“ (*Kunisch* 1976, 10) Ein „vom Vers Getroffener“ (*Hagedorn* 2009, 170) sei Guardini gewesen, schreibt *Ludger Hagedorn*.

Karl-Josef Kuschel wird die Auswirkungen dieser Ergriffenheit später so beschreiben: Der Theologe Guardini entwickelte für sich eine Art „Privat-Kanon der Dichtung“, welcher „der Tradition des Seher- und Prophetentums verpflichtet“ war. Das von ihm aufgerufene Textkorpus fungiere als „geistig-geistliche Gegenkraft“ gegen den „Zeitungeist des rationalistisch-technizistischen Verzweckungsdenkens“ auf der einen, und gegen ein „verengtes kirchliches Offenbarungsverständnis“ (*Kuschel* 2004, 174) auf der anderen Seite.

Von daher nur wenig überraschend: Anders als den Protagonisten theologischer Literaturdeutung – oder literaturwissenschaftlicher Spurensuche von Religion – vor ihm kommt es Guardini primär gerade *nicht* darauf an, explizit *christliche Zeugen* aufzurufen, die das vorgängig Gegläubte nur noch einmal in besonders eindrücklicher Form bestätigen. Die von ihm aufgerufenen Schriftsteller verbindet er vielmehr in der Kategorie der ‚*Seher*‘. Bei ihnen erkennt er die Begabung zum visionären Propheten. Was also macht seine Schriftsteller zu religiösen Zeugen? Die Fähigkeit, hellsichtiger, tiefer, klarer als andere die Wahrheit zu sehen und zu benennen. Von ihnen erhofft er sich, was er in der Theologie seiner Zeit nicht finden kann: die „Sprengung des geistigen Ghettos“ der Kirche seiner Gegenwart, ein „Unterlaufen der neuscholastischen Bastionen“ (*ebd.*, 172) der in seinen Augen festgefahrenen zeitgenössischen Theologie.